



**HENGAMEH  
YAGHOOBIFARAH**  
MINISTERIUM  
DER TRÄUME

ROMAN

*Blütenbar*



**HENGAMEH**  
**YAGHOOBIFARAH**  
MINISTERIUM  
DER TRÄUME

ROMAN

*Blümenbar*

## Über das Buch

Als die Polizei vor ihrer Tür steht, bricht für Nas eine Welt zusammen: ihre Schwester Nushin ist tot. Autounfall, sagen die Beamten. Suizid, ist Nas überzeugt. Gemeinsam haben sie alles überstanden: die Migration nach Deutschland, den Verlust ihres Vaters, die emotionale Abwesenheit ihrer Mutter, Nushins ungeplante Mutterschaft. Obwohl ein Kind nicht in ihr Leben passt, nimmt Nas ihre Nichte auf. Selbst als sie entdeckt, dass Nushin Geheimnisse hatte, schluckt Nas den Verrat herunter, gibt alles dafür, die Geschichte ihrer Schwester zu rekonstruieren – und erkennt, dass Nushin sie niemals im Stich gelassen hätte.

»Ministerium der Träume« ist ein Roman über Wahl- und Zwangsfamilie, ein Debüt über den bedingungslosen Zusammenhalt unter Geschwistern, das auch in die dunklen Ecken deutscher Gegenwart vordringt.

»Hengameh Yaghoobifarah packt den Kopf so voll mit Bildern und das Herz mit Gefühlen, dass man es kaum aushält. Ein oft genutzter Vergleich, aber hier ist er wirklich treffend: Diese Geschichte ist so aufregend, angsteinflößend, lustig und aufrüttelnd wie eine Achterbahnfahrt.« *Alice Hasters*

»Hengameh Yaghoobifaras ›Ministerium der Träume‹ ist ein Hurrikan, der um ein Angstaue kreist, eine Traumafabrik, die mitten in Deutschland steht.« *Karen Köhler*

»Auch in ›Ministerium der Träume‹ sind Yaghoobifarahs Worte eine sanfte Waffe, fein und brutal. Eine Geschichte zum Schreien und Weinen, voll von eindrücklichen Bildern und poetischer Schönheit.« *Giulia Becker*

## **Über Hengameh Yaghoobifarah**

*Hengameh Yaghoobifarah*, geboren 1991 in Kiel, studierte Medienkulturwissenschaft und Skandinavistik in Freiburg und Linköping. Nach einem Zwischenstopp in Wien zog Hengameh Yaghoobifarah 2014 nach Berlin und arbeitet dort seitdem in der Redaktion des Missy Magazine. Außerdem schreibt Hengameh Yaghoobifarah frei für deutschsprachige Medien, seit 2016 etwa die Kolumne »Habitus« für die taz. 2019 hat Hengameh Yaghoobifarah gemeinsam mit Fatma Aydemir die viel beachtete Anthologie »Eure Heimat ist unser Albtraum« herausgegeben.

# ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

**Registrieren Sie sich jetzt unter:  
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>**

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

---

Hengameh Yaghoobifarah

# **Ministerium der Träume**

*Roman*

 aufbau digital

# **Inhaltsübersicht**

**Informationen zum Buch**  
**Newsletter**

**Buch lesen**

**Kapitel I**

**Kapitel II**

**Kapitel III**

**Kapitel IV**

**Impressum**

*Für meine Ride or Dies*

»Sometimes I trip on how happy we could be«

PRINCE

War ja klar, dass es brennt. Der Boden ist eine riesige dunkle Fläche aus zu Asphalt zusammengeschmolzener Kohle, unregelmäßig verteilten Schlaglöchern und allen Sprüchen, die mich je verletzt haben. Er will mich schlucken. Der Regen, der vor einer Stunde gegen mein Fenster prasselte, ist verdampft. Wie meine Träume, nur dass die keine schwüle Luft hinterlassen haben. Wer kann denn auch ahnen, dass es selbst abends zu stickig ist, um rauszugehen? Nicht schlecht, Deutschland.

Jeder Schritt: eine Drohung meiner schweißnassen Füße, aus den Schlappen zu rutschen. Ausgerechnet meine Sohlen sind die einzigen Körperteile, die nicht kleben. Dann Staffelfinale im Kampf zwischen Mode und Mensch: Wie in Zeitlupe falle ich aus meinen Schuhen und stolpere über eines der Schlaglöcher. *Every now and then I fall apart*. Dunkelrot glänzt mein Blut auf dem Boden, ein frischer Knutschfleck, den mein aufgeschlagenes Knie hinterlassen hat. Ich ignoriere die Wunde und renne weiter. Mein Puls schlägt schnell, doch meine Schritte sind schneller.

Mit dem Geschmack von Eisen im Mund nähere ich mich meinem Ziel. Vor der Telefonzelle stehen Menschen, sie bilden eine unendlich lange Schlange. Ihr Tuscheln klingt rhythmisch, es erinnert mich wie das Ticken einer Uhr

daran, wie wenig Zeit mir bleibt. Stress ist auch eine Droge, nur habe ich noch nicht gelernt, sie richtig zu dosieren.

Ein junger Mann stellt sich hinter mich, liest ein Buch. *Woher die Ruhe, Bruder*, will ich fragen. Ich mustere ihn. Vermutlich Student. Oder Lehrer. Plötzlich fällt ihm sein Buch aus der Hand, landet vor meinen Zehen. Als ich mich bücke, um danach zu greifen, schaue ich auf die aufgeschlagene Seite. Alle paar Absätze hat jemand Löcher ins Papier geschnitten. Es fehlen Wörter, teilweise ganze Sätze. Der Mann schnappt mir das Ding aus der Hand, er zieht am Buchrücken, die Seiten öffnen sich wie ein Fächer, fast alle von ihnen sind so zerschnitten. Entsetzen will sich in mir ausbreiten, aber irgendwie auch keine Zeit dafür.

Ich drehe mich um und versuche zu zählen, wie viele Menschen vor mir stehen. 30? 50? 100? Nach zwei Versuchen, bei denen ich nur bis 23 komme, gebe ich auf. In dieser Scheißhektik kann ich keinen klaren Gedanken fassen, obwohl ich erst mal nur hier stehe und warte. Die Leute zappeln rum, brabbeln wirr durcheinander, die Leitung surrt, die Hitze sticht, mir ist nach Kotzen zumute.

Plötzlich setzt ein schrilles Klingeln ein. Schon wieder dieses Geräusch. Es klingelt nur für mich. Ich versuche, nach vorne zu gelangen, doch man lässt mich nicht. Immer wieder versuche ich, die Dringlichkeit zu erklären.

*Verstehen Sie es denn nicht?*, will ich brüllen. Vielleicht

verstehen sie es ja doch, und es ist ihnen einfach egal. Ich renne an den Anfang der Schlange. Verzweiflung macht sich in mir breit, ich darf den Anruf nicht verpassen. Es könnte der letzte sein.

»Bitte, ich muss in die Telefonzelle«, flehe ich die Person an der Spitze an, wie so ein Opfer, das ich nie sein wollte. Ohne einen Funken Empathie wirft sie einen abfälligen Blick auf mich, sieht dabei zu, wie der Schweiß von meinem Kinn auf den Boden tropft, wo er sofort verdampft. Ich öffne meinen Geldbeutel und biete der Person alles an, was drin ist. Sie willigt schließlich ein und lässt mich vorbei.

Hier drinnen ist es noch wärmer und stickiger als draußen. Der Gestank von abgestandenem Zigarettenqualm dringt in meine Nase. Meine Augen tränen. Der Hörer vibriert vom Klingeln so stark, dass ich vor Schmerz aufschreie, als ich nach ihm greife.

»Hallo?«, frage ich hastig. Stille. Komm schon. Durch die Glasscheibe erkenne ich meine Schwester und Mâmân in der Ferne. Endlich. Ich winke ihnen zu.

»Hallo, Nasrin«, tönt es durch die Leitung.

Erleichtert atme ich auf. »Bâbâ«, flüstere ich. Er klingt erschöpft, seine Stimme etwas kratziger als in meiner Erinnerung. Ich schaue in den Himmel, wo sich die Telefonleitungen als schwarze Linien parallel zueinander entlangstrecken. Auf ihnen sitzen Vögel, so viele von ihnen,

dass sie aggressiv um ihren Platz drängeln müssen. Warum gucken Krähen eigentlich immer so brutal?

»Mâmân und Nushin sind gleich hier«, sage ich, aber erstarre, als die beiden Figuren, denen ich eben noch zugewinkt habe, jetzt vor der Tür stehen. Aus ein paar Metern Abstand war ich mir so sicher gewesen, dass es sich um meine Mutter und meine Schwester handelt. Jetzt bete ich mit jeder Zelle meines Gehirns dafür, dass das eine Sinnestäuschung war. Die beiden Gestalten sind am gesamten Körper mit Brandnarben übersät, die ihre Haut wie geschmolzenes Plastik wirken lassen. Ihre Augen sind leer, bluten. Uff, in was für eine Freak-Show bin ich hier reingeschlittert? Doch dann höre ich Nushins Stimme. »Ist Bâbâ am Telefon?«, fragt die kleinere der beiden Personen.

Meine Panik ist ein geplatztes Rohr, sie bricht über mich herein, erst fällt sie mir auf den Kopf, dann stehe ich mit dem ganzen Körper im Abwasser, umgeben von Ratten.

»Nasrin, mach die Tür nicht auf«, befiehlt Bâbâ in einem strengen Ton. Es raschelt bei ihm, auf einmal höre ich Mâmân durch die Leitung sprechen. »Es ist eine Falle.«

Ich verstehe überhaupt nichts mehr. »Mâmân? Warum bist du bei Bâbâ? Wo ist Nushin?«

»Sie ist bei uns«, antwortet sie.

In diesem Moment klopft es an der Scheibe. Die Person, die ich für Nushin gehalten habe, hört nicht auf, mit ihrer geballten Faust dagegenzuhämmern. »Lass uns endlich

rein«, fordert sie und rüttelt an der Tür. Mit meiner freien Hand umklammere ich den Griff, obwohl ich unsicher bin, wem ich glauben soll.

»Du darfst niemanden in die Zelle lassen, aber du darfst auch nicht rausgehen«, höre ich Nush durch das Telefon sprechen. Um mich herum wird es immer wärmer. Erst halte ich es für einen Kopffick, einen Nebeneffekt der Anstrengung, doch plötzlich ist der Telefonhörer so heiß, dass ich es nicht mehr aushalte und ihn fallen lasse.

»Scheiße«, rufe ich und bemühe mich, ihn wieder zu greifen. Auf einmal scheint es grell durch die Glasscheibe. Welcher Hund versucht, mich mit seinem Scheinwerfer zu blenden? Ich drehe mich in die Richtung des Lichts und erschrecke beim Anblick der Flammen, die das Draußen so hell aufleuchten lassen.

Hastig ziehe ich mein T-Shirt aus, wickle es um meine Hand und schnappe mir den Hörer. Die Temperatur wird mit jeder Sekunde unerträglicher. Die Tränen platzen aus mir heraus. Immerhin sind es nicht die Glasscheiben, die explodieren. Noch nicht. »Was passiert hier?«

»Nas, hör für einen Moment auf, so naiv zu sein. Was denkst du, was hier gerade passiert?« Verwirrt schaue ich mich um. Im glänzenden Metall der Telefonzelle suche ich nach meiner Spiegelung und finde nichts als Leere.

I

»There's this empty space you left behind

Now you're not here with me

I keep digging through our waste of time

But the picture's incomplete«

ROBYN



Eigentlich heule ich nicht laut, ich habe es in dem Moment verlernt, als Mâmân meinem siebenjährigen Ich in einem spöttischen Ton erklärte, dass laut heulende - oder überhaupt heulende - Mädchen hässlich seien, und welches Kind will das schon: dick, ausländisch, schwach *und* hässlich sein? Aber in diesem Augenblick ist alles vergessen, alle Regeln, jede Sprache, mein eigenes Gesicht. Tränen, Regen, das Ende der Welt, alles prasselt eimerweise auf meine haarigen Zehen. Sie hat immer gesagt, ein Ende ist immer auch ein Anfang, manchmal ist es halt der Anfang von etwas Beschissenem.

Ein hupendes Auto reißt mich zurück. Seine Scheinwerfer blenden mich, mit einem Reifen steht es auf dem Gehsteig, ich stelle fest, dass es eine Einfahrt ist, die ich mit meinem mächtigen Körper blockiere. Der Fahrer macht hektische Handzeichen.

»Bist du schwer von Begriff, oder was?«, ruft er durch sein heruntergekurbeltes Fenster, ich schaue ihn schweigend an und frage mich, ob es ihm das wert war, die Scheibe herunterzulassen und seinen Regenschutz aufzugeben, nur um einen Spruch zu drücken, was für ein dummer Wichser, hält sich wohl für besonders geil, weil er das Gesetz der Straße durchboxt. Überfahr mich doch, du

Hundesohn, will ich brüllen, aber ich sage nichts und gehe weiter.

Unter jeder noch so durchlässigen Überdachung stehen Menschen auf der Sonnenallee dicht aneinandergedrängt, obwohl der Wind sicherstellt, die Nässe trotzdem von allen Seiten in ihre Richtung zu wehen. Ich laufe an ihnen vorbei, sie sind mir egal, genau wie die vorbeirasenden Autos, die mich im Minutentakt mit dem dreckigen Wasser aus den Pfützen am Seitenrand vollspritzen. Alles schwimmt an mir vorbei. Nur der hellbraune Fleck auf meiner Brust nicht. Wer hätte gedacht, dass Erdnussoße so sturmresistent ist? In diesem Moment ist dieser Fleck das Relikt einer Zeit, auf die ich nun keinen Zugriff mehr habe. Dabei ist er nur einige Stunden alt, er manifestierte sich auf meinem Shirt, als ich nach meiner Schicht auf dem Bordstein vor dem sudanesischen Imbiss saß und die nächtliche Anonymität genoss, in der ich ungestört mit meinem Sandwich rummachen konnte. Der Inhalt landete überwiegend in meinem Mund, doch dieser große Klecks löste sich vom restlichen Sandwich und wurde im Fallen von meiner Brust abgefangen. Ich blickte mich um, niemand war in der Nähe, also zog ich mein Shirt zu meinem Mund hoch und leckte die Soße ab, bis nur noch ein dünner Film von ihr übrig blieb. Zu Hause angekommen war ich so erschöpft, dass ich mich auf die Matratze legte und die Augen schloss. Ich erinnere mich nicht mehr daran,

was ich träumte, ich weiß nur, dass ich irritiert war, als die Türklingel mich weckte. Vor meinem Fenster zitterten die Äste, dahinter grauer Himmel, der Wind schlug sie gegen meine Scheibe wie eine Vorwarnung.

Beim zweiten Klingeln verließ ich das Bett und zwang mich in den Flur. »Ja, hallo?«, krächzte ich in den Hörer der Türsprechanlage und spürte mein Herz rasen, als sich am anderen Ende der Leitung die Polizei ankündigte.

Überfordert drückte ich ihnen die Eingangstür auf.

Während die Beamten sich in den dritten Stock zu mir schleppten, kontrollierte ich alle offenen Flächen im Wohnzimmer auf Graskrümel, Pillen und weiße Pulverklümpchen. Im Spiegel bemerkte ich, dass ich immer noch mein dreckiges T-Shirt trug, und zog mir wenigstens eine Hose an. Eine Faust schlug forsch gegen meine Wohnungstür. Ich atmete tief aus und drückte die Türklinke herunter. Vor mir standen zwei Typen, einer von ihnen mit beschlagener Brille, der andere mit vom Regen tropfendem Schnauzbart.

»Guten Tag, sind Sie Nasrin Behzadi?«, grüßte mich der mit dem Bart. Ich nickte.

»Wir würden gern mit Ihnen unter vier Augen sprechen.«

Ich sagte nichts, blieb vor ihnen stehen und blockierte die Sicht ins Innere meiner Wohnung.

»Könnten Sie vielleicht ...?«, begann einer von ihnen, doch ich ließ ihn nicht ausreden.

»Wenn es um die Familie aus dem vierten Stock geht, kann ich Ihnen versichern, dass es sich wirklich nicht um einen kriminellen Clan handelt«, schoss es aus mir heraus. In den letzten Monaten waren schon einige Beamte wegen dubioser Befragungen in unserem Haus gewesen.

Verblüfft wechselten die beiden wieder einen Blick, einer schüttelte nur den Kopf und zog seine grauen Brauen hoch.

»Vielleicht lassen Sie uns einfach mal kurz reinkommen?«

Etwas widerwillig machte ich einen großen Schritt nach hinten. Bestimmt traten die beiden in meine Wohnung, ich nickte in Richtung meiner Küche und dachte darüber nach, später unbedingt jeden Zentimeter meiner Bude mit dem Salbei auszuräuchern, den meine Kollegin Gigi mir neulich geschenkt hatte. Oder nach Wanzen abzutasten. Die matschigen Spuren ihrer Stiefelsohlen würden mich sicher zwei Stunden und eine halbe Flasche Putzmittel kosten.

»Haben wir Sie geweckt?«, fragte mich der mit der Brille und vergewisserte sich mit einem Blinzeln auf seine Uhr, dass es tatsächlich schon Nachmittag war.

»Nein, nein«, log ich und ärgerte mich über die Frage, deren Antwort so offensichtlich war, während ich eine Karaffe mit Leitungswasser füllte. Etwas ungeschickt knallte ich sie neben drei Gläsern auf den Tisch. Eigentlich war ich noch viel zu verballert, um Gastgeberin zu spielen. Doch in meinem Kopf schob ich die ersten Filme: Wer

würde überhaupt mitbekommen, wenn sie mich in meiner eigenen Wohnung abknallten? Bis jemand checken würde, dass ich tot bin und nicht am Ghosten oder Schlafen, könnten ein, zwei Tage verstreichen. Bis dahin würden die Cops sich bestimmt irgendwelche Anhaltspunkte aus dem Arsch ziehen, weswegen sie sich gegen mich wehren mussten. *Türsteherin kommt bei Hausbesuch in Neukölln ums Leben*, würde die *BZ* sensationsgeil titeln, wobei das schon eine verdammt lange Überschrift für ihre Verhältnisse wäre. Wahrscheinlich eher so was wie: *Razzia: Türsteherin stirbt*.

Während ich ein paar Mandeln in ein Schälchen schüttete, warfen die beiden sich merkwürdige Blicke zu. Vielleicht waren sie eine solche Gastfreundschaft nicht gewohnt, witzelte ich noch mit mir selbst und dachte genüsslich daran, später Nush davon zu erzählen. Überfordert wegen Wasser und Nüssen!

Schließlich setzte auch ich mich an den Tisch und schaute die Männer erwartungsvoll an, bis der erste sich räusperte.

»Frau Behzadi, wir sind heute hier, weil wir verpflichtet sind, Sie über etwas zu informieren«, setzte der mit dem Bart an. »Leider gehört es auch zu unseren Aufgaben, manchmal unangenehme Nachrichten zu übermitteln.«

Stutzig schenkte ich ihnen Wasser ein und bemerkte, dass meine Hände nicht mehr ganz so ruhig waren.

Der mit der Brille - hatten sie sich eigentlich vorgestellt? - holte tief Luft und sprach einen Satz, der mich erschütterte wie ein Hammer, der gegen eine Glasscheibe klirrte.



Im Regen wird es immer kälter. Meine Erinnerung hat längst begonnen, sich wie eine Tablette in einer Pfütze aufzulösen. An diesem Punkt bin ich schon mal gewesen. Mein Kopf ist ein Gully, und jeder Gedanke, der hineinkullert, verschwindet für immer. Ich weiß nicht einmal mehr, wie ich in diesem Wald gelandet bin. In der Ferne höre ich den Kanal rauschen. Eben waren da noch Menschen und Läden und Autos und Straßen, jetzt sehe ich nur noch nackte Bäume und Matsch. Die Dämmerung bricht langsam an, das merke ich an den Grautönen über mir, die immer dunkler werden. Ich schliesse die Augen, stelle mir vor, die Dunkelheit könnte mich vollständig verschlingen.

Ich höre ein lautes Schluchzen, es löst das Unwetter ab, das sich bereits zu einem sanften Nieseln abgeregt hat. Die Stimme klingt zittrig, sie bricht mir das Herz, o Gott, wer ist diese arme Maus, doch erst, als ich mich nach ihr umschauchen will, fällt mir auf: Die arme Maus bin ich. Ich stehe wie angewurzelt im Wald und weine. Mir ist schlecht vor Hunger, ich fühle mich unterzuckert, meine Beine sind durchtränkte Löffelbiskuits in einem schlecht zubereiteten Tiramisu. Zum ersten Mal seit Stunden registriere ich, überhaupt einen Körper zu haben. Was für eine Belastung.

Resigniert lasse ich ihn zu Boden sinken. Wenn mir der kalte Matsch eine Blasenentzündung verpasst, dann ist es mir auch egal, es haben schon schlimmere Personen unangenehmere Geschlechtskrankheiten auf mich übertragen. Wie schlimm kann es schon sein im Vergleich zu allem anderen?

Ich lehne den Kopf nach hinten gegen den rauen Baumstamm und schließe erneut die Augen. Bilder schießen mir ins Gesicht. Nicht wie Ohrfeigen, sondern wie ein Lastwagen, der mit 250 km/h auf mich zubrettert. Es ist richtig scary, aber birgt auch das Versprechen einer Erlösung, auf die man insgeheim hofft. Ob Nushin wohl in ihrem letzten Augenblick dieselbe Hoffnung hatte?

»Wir konnten trotz der fast bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Leiche Ihre Schwester identifizieren«, hatte einer der Polizisten zu mir gesagt.

»Das war aber auch eine ganz schöne Schrottkiste, mit der sie unterwegs war«, fügte der andere hinzu. »Fatal, was für einen Unfall so ein paar lockere Schrauben verursachen können ...«

Ein Leben lang vom eigenen Tod besessen und dann plötzlich bei einem Unfall gestorben? Nushin ist – nein, war – viel zu penibel, um ausgerechnet ihren Abgang dem Zufall zu überlassen. Wenn sich ihr Trotz mit ihrer zerstörerischen Energie vermengte, war Nush immer unaufhaltsam gewesen. Da traue ich ihr alles zu – auch,

ihre eigenen Reifen zu manipulieren und sich in ihrem Auto gegen einen Baum zu rammen, bis das Teil in Flammen steht. Wie oft hatte sie laut herumphantasiert, auf welche brutalen Arten sie ihr Leben beenden wollte? Und wie oft probiert? Niemand außer mir weiß, wie dreckig es Nushin ihr Leben lang ging. Vor Mâmân und Parvin hat sie ihren Leidensdruck verheimlicht. Hat sie sich vielleicht deshalb für einen Tod entschieden, den sie zwar selbst eingeleitet hat, der aber nach einem Unfall aussieht?

Parvin. Ob die Polizei schon bei ihr war? Und bei Mâmân? Die Schuldgefühle kicken. Vielleicht wissen die beiden noch nichts von dem Elend. Muss ich die beiden informieren? Wie lang könnte ich es vor ihnen geheim halten, nur um der Aussprache dieses Satzes aus dem Weg zu gehen? Denn wenn ich ihn gesagt habe, kann ich ihn nicht mehr zurücknehmen. Die andere Option ist, dass sie schon Bescheid wissen und sich jetzt auch noch um mich sorgen, weil ich einfach so verschwunden bin, ohne Handy, ohne Orientierung, nur mit einem Schlüssel um den Hals. »Erst mal brauchen Sie sich um nichts zu kümmern«, hatten die Polizisten beim Abschied gesagt, und dass sie sich noch mal melden würden.

In meiner Nähe raschelt es, ich höre Schritte. Ich blicke mich um und erkenne einen eingekerbten Satz am gegenüberstehenden Baumstamm. *It's not a threat, it's a*

*warning*. Nushin hat mir diesen Wald schon mal gezeigt. Ihr geheimer Wald. Versteckt sie sich hier etwa doch?

»Hallo?«, rufe ich.

»Ist da wer?« Aus welcher Richtung die Stimme kommt, fällt mir schwer zu sagen, doch sie klingt etwas ängstlich.

»Hallo«, rufe ich erneut. »Ich bin hier. Hilfe!«

Die Strahlen einer Taschenlampe leuchten auf, ich blinzle in das Licht. »Bitte haben Sie keine Angst vor mir. Ich habe mich verlaufen«, sage ich mit erhobenen Händen.

Eine Frau mit grauen, dicken Haaren steht vor mir. In ihrer linken Hand hält sie eine Leine, die zu einem schwer atmenden Rottweiler führt, mit der anderen hält sie ihre Lampe. Obwohl zwischen uns einige Meter sind, weht mir der Geruch ihres nassen Hundes entgegen und schlägt mir direkt auf den Magen.

»Ist bei Ihnen alles okay?«, fragt sie mich, und ich wundere mich, wie jemand nachts eine durchnässte, verheulte, mit Dreck beschmierte Person im Wald auffinden und es trotzdem für eine Möglichkeit halten kann, bei ihr sei auch nur irgendetwas in Ordnung.

*Bitch, sehe ich so aus?*, würde ich an jedem anderen Abend zischen, aber: heute leider nicht.

Ich schüttele den Kopf und merke, wie mein Hals zu schmerzen beginnt, weil ich ein erneutes Schlucken herunterzuschlucken versuche.

»Können Sie mich von hier wegbringen?«



Zwischen halb geschlossenen Augen schaue ich dabei zu, wie die warmen Duschstrahlen den Matsch und die Kälte von mir herunterspülen. Mindestens seit einer halben Stunde stehe ich schon in der Badewanne und lasse das Wasser auf mich herabfallen, selbst während ich mich einseife oder meine Haare wasche. Ich habe nicht aufs Handy geguckt, als ich zurück in die Wohnung gekommen bin, nur kurz in den Spiegel, um zu verstehen, warum diese Frau so eine Angst vor mir gehabt zu haben schien, während sie mich mit zwei Metern Abstand aus dem Unterholz führte. Ich wollte mich vergewissern, dass ich wirklich besonders angsteinflößend ausgesehen habe und nicht wie sonst, wo Leute einfach so von mir und meiner *brown masculinity* eingeschüchtert sind. Als ich sie nach dem Weg zu mir nach Hause fragte, streckte sie nur den Arm aus und zeigte in eine Richtung, teilte mir so wortlos mit, dass sie keinen einzigen Schritt mehr an meiner Seite gehen wolle. Als ob ich die stinkende Person wäre und nicht sie mit ihrem bärengroßen Hund. Nicht schlimm, ich habe den Rest alleine geschafft. Von dort aus war es nicht schwer, nur weit und kalt.

Jetzt kühlt das Wasser etwas ab. Die alten Leitungen packen es nicht, länger als eine Dreiviertelstunde am Stück

warmes Wasser auszuspucken. Xalâs, reicht jetzt auch yani. Ich drehe den Hahn zu und wringe mein Haar aus. Mein Körper tropft, Bewegungen entstehen auf der Oberfläche des Wassers, das sich zu meinen Füßen gesammelt hat und noch eine Weile brauchen wird, um endlich abzufließen. Mit meinen runzeligen Fingern, die mich von der Textur her an das Gesicht meiner ständig die Bullen rufenden Nachbarin Birgit »Gitti« Meyer erinnern, ziehe ich den Duschvorhang beiseite, lasse den Austausch zwischen dem heißen Dampf und der kühleren Luft des restlichen Raumes zu und greife nach meinem Bademantel. Das Wasser steht zu hoch, als dass ich ihn einfach in der Wanne anziehen könnte, also trete ich hinaus und schlüpfe dann hinein. Noch ist der Spiegel zu sehr beschlagen. Ich reiße das Fenster auf, lasse den Dampf immer dünner werden und sich in kleine Tröpfchen verwandeln, die nun an den Wandfliesen herunterperlen. Peu à peu kristallisiert sich mein Gesicht im Spiegel heraus. Schade, da bin ich wieder. Für immer kann ich mich nicht in meiner feuchten Höhle verstecken, irgendwann muss ich zurück an die Oberfläche tauchen.

Mit schweren Schritten begeben sich mich ins Wohnzimmer, spüre im Vorbeigehen die Vitrine im Flur vibrieren. Da liegt es, mein Handy, ruhig auf der Sofalehne und wahrscheinlich an den Grenzen seiner Akkuleistung. Ich tippe auf das Display und stelle fest, dass es sich

bereits ausgeschaltet hat. Ich hebe das Ding auf und stecke es an sein Netzteil. Sechs verpasste Anrufe von Mâmân, zwei von Parvin. Mit wem möchte ich zuerst sprechen, mit der Mutter, die ihr Kind verloren hat, oder dem Kind, das plötzlich keine Mutter mehr hat? Es klingelt nur kurz, dann höre ich meine Nichte sprechen.

»Tante Nas, ey, wo warst du denn?« Sie klingt genervt, aber auch erleichtert.

»Hey, Parvin«, murmele ich in den Hörer. »Sorry, ich musste erst mal raus. Ich ... weiß auch nicht.« Unbeholfen fahre ich mit meinem Finger über den Frottee des Bademantels.

»Dann weißt du's eh.«

Ich schlucke.

»Wo bist du?«, frage ich leise. »Wollen wir uns sehen?« Ich will niemanden sehen. Alleine sein will ich aber genauso wenig.

»Zu Hause. Oma ist auf dem Weg hierher. Sie müsste eigentlich schon am Hauptbahnhof sein.« Schweigend stelle ich mir vor, wie Mâmân, die sich selten aus ihrem Wohnviertel hinausbewegt, mit ihrem Hund Sultan in diesem emotionalen Zustand einfach in den Zug gestiegen ist. Dabei, so hieß es, wurde Nushins Leiche näher an ihrem als an unserem Zuhause gefunden.

»Hallo, bist du noch dran?«, höre ich Parvin fragen.

»Äh, sorry, ja.«

»Und, kommst du auch?«